

Aufsätze

Die Oberflächlichkeit der Massenkultur

Plastik und die Verbraucherdemokratisierung der Bundesrepublik

von Andrea Westermann

Die Kritik am Oberflächlichen ist alt. Das „Deutsche Wörterbuch“ von Jacob und Wilhelm Grimm etwa führt Oberfläche und Oberflächlichkeit als Motiv der ästhetischen Diskussion im 18. Jahrhundert auf. Die Oberfläche oder die „außenseite (der äußere schein)“ wird dort bereits wertend als „gegensatz des innern, der tiefe“ vorgestellt.¹ Durch die Zeitdiagnostiken Siegfried Kracauers und Walter Benjamins gelangte der Topos der *Oberflächlichkeit der Massenkultur* im deutschsprachigen Raum zu Prominenz. Sie machten Ende der 1920er Jahre aus der traditionellen Metapher für den bloßen Schein einen eigenen Untersuchungsgegenstand von gesellschaftsweiter Bedeutung. Kracauer plädierte dafür, sich an die Äußerlichkeiten einer Gesellschaft zu halten und diese „unscheinbaren Oberflächenäußerungen“ zu entfernen. Aus ihnen sei der Charakter einer Zeit „schlagender zu bestimmen als aus den Urteilen der Epoche über sich selbst“.² Nach Kracauer entfaltete sich zum Beispiel in den Revueshows der Tillergirls das grundsätzliche Muster für den arbeitsteiligen Prozess der Industrialisierung.³ Die Revueshow illustrierte auch, was der Autor unter der Entsubstanzialisierung der Wirklichkeit verstand, welche die Massenkultur betreibe: Sie ignoriere organisch-natürliche Einheiten und bediene sich nur bestimmter Elemente daraus, füge etwa einzelne Gliedmassen der Tänzerinnen zu einem neuen Ganzen zusammen.⁴ Die Massenkultur ist, mit anderen Worten, maßgeblich auf die Idee und den Einsatz von Technik angewiesen, denn nur technische Mittel versetzen eine Gesellschaft in die Lage, ihre Umwelt im großen Stil neu zuzuschneiden.

Der vorliegende Aufsatz nimmt den Vorschlag einer thematischen und methodischen Aufwertung des Oberflächlichen ernst. Er möchte aber nicht bei einer Analyse der Zeichenhaftigkeit großflächiger Erscheinungen stehen bleiben, welche die Beobachter des deutschen Großstadtlebens der 1920er Jahre faszinierte. Die Zeitsignatur der Oberfläche bietet, so die Ausgangsüberlegung, gerade deshalb einen

1 Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, 16 Bde. [in 32 Teilbänden] Leipzig 1854–1960, Bd. 13, Sp. 1084, online unter: <http://germazope.uni-trier.de/Projects/DWB> (22.06.2007).

2 Siegfried Kracauer, Das Ornament der Masse, in: ders., Das Ornament der Masse. Essays, Frankfurt a. M. 1977, 50. Für Kracauer stellte die Bejahung des Oberflächlichen eine Wende im eigenen Urteil dar, vgl. Inka Mülder-Bach, Der Umschlag der Negativität. Zur Verschränkung von Phänomenologie, Geschichtsphilosophie und Filmästhetik in Siegfried Kracauers Metaphorik der „Oberfläche“, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 61 (1987) H. 2, 359–373.

3 Kracauer, Ornament der Masse, 54.

4 Kracauer, Ornament der Masse, 59–60.

geeigneten Zugang zur Geschichte der westlich-modernen Massenkultur, weil sie die Materialität gesellschaftlicher Beziehungen hervorhebt. Im Folgenden untersuche ich die Etablierung der Massenkultur in Westdeutschland. Plastik dient dabei als Testfall. Dem Material wurde oft genug attestiert, der Stoff des Oberflächlichen zu sein. Ob Einkaufstüten, Schallplatten oder Fußbodenbelag – Plastik und Massenkonsum wurden bald zu Synonymen füreinander und, vielleicht noch erstaunlicher, blieben es auch. Gerade die Kritik am Massenkonsum kam, etwa in der Rede von der Wegwerfgesellschaft, ohne den Verweis auf Kunststoffe und das „Schreckgespenst Einwegflasche“ kaum aus.⁵ Kunststoffe ermöglichten, stabilisierten und reproduzierten die gesellschaftliche Ordnung der Bundesrepublik mit und stellten sie zu bestimmten Zeiten auf die Probe: Sie waren ebenso Medien der politischen Kommunikation wie funktional einsetzbare Werkstoffe.⁶

Kunststoffe entwickelten sich nach 1900 zu einer zunehmend wichtigen Produktklasse der Synthesechemie.⁷ Eine erste Etappe bildete das halbsynthetische Celluloid, welches seit den 1870er Jahren das Material der steifen Hemdenkragen, Damenkorsette und frühen Filmproduktion war.⁸ Nach 1910 erlangte das nur in dunklen Farben zu fertigende duroplastische Phenolkunstharz Bakelit wirtschaftliche Bedeutung. Ab Mitte der 1930er Jahre wurde das vollsynthetische thermoplastische Polyvinylchlorid (PVC), dessen Entwicklung seit den späten 1920er Jahren vorangetrieben worden war, in größerem Umfang hergestellt. PVC ließ sich unter Hitze immer wieder erweichen, statt ein für alle Mal auszuhärten wie die Duroplaste. Es verwirklichte damit, was in optimistischen Lesarten das herausragende Charakteristikum von Plastik war: unendlich anpassbar und wandelbar zu sein. Die Fort-

5 BA Koblenz B 196/25 131, Niederschrift über die Besprechung am 2. Juli 1969 im Bundesministerium für Gesundheitswesen in Bad Godesberg, 10.

6 Zur Einsicht in die Sozialität von Technik und die Technizität des Sozialen *Michel Callon/Bruno Latour*, Unscrewing the Big Leviathan: How Actors Macro-Structure Reality and How Sociologists Help Them to Do So, in: Karin Knorr-Cetina/A. V. Cicourel (Hg.), *Advances in Social Theory and Methodology. Toward an Integration of Micro- and Macro-Sociologies*, London 1981, 277–303; *Thomas P. Hughes*, *Networks of Power: Electrification in Western Society 1880–1930*, Baltimore 1983; *Bernward Joerges*, Do Politics Have Artefacts?, in: *Social Studies of Science* 29 (1999) H. 3, 411–31. Für die Einbindung von Dingen in eine allgemeine Handlungstheorie *Luc Boltanski/Laurent Thévenot*, Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft, Hamburg 2007 (zuerst franz. 1991), 33–34. Für die stärkere Beachtung von „Technik im Gebrauch“ plädierte *David Edgerton*, From Innovation to Use: Ten Ecclectic Theses on the Historiography of Technology, in: *History and Technology* 16 (1999), 111–136.

7 Die Hinwendung zum organischen, kohlenstoffhaltigen Ausgangsprodukt Acetylen und die Entwicklung der Hochdrucksynthese unter Einsatz von Katalysatoren stellten den innovativen Kern der modernen Synthese nach 1900 dar, vgl. *L. F. Haber*, *The Chemical Industry 1900–1930. International Growth and Technological Change*, Oxford 1971, 4. Bis Anfang der 1940er Jahre wurden mit Hilfe dieses Verfahrens Ammoniak, Benzin und Kautschuk synthetisiert, vgl. *Thomas P. Hughes*, Technological Momentum in History. Hydrogenation in Germany 1898–1933, in: *Past & Present* 44 (1969), 106–132; *Anthony N. Stranges*, Friedrich Bergius and the Rise of the German Synthetic Fuel Industry, in: *Isis* 75 (1984) H. 4, 642–667; *Peter H. Spitz*, Petrochemicals. The Rise of an Industry, New York–Chichester 1988, 1–62; *Bernadette Bensaude-Vincent/Isabelle Stengers*, *A History of Chemistry*, Cambridge/Mass.–London 1996, 190–206.

8 Für Celluloid *Robert Friedel*, *Pioneer Plastic. The Making and Selling of Celluloid*, Madison 1983.

schrittdynamik, die im Versprechen auf ihre dauernde Optimierbarkeit lag, machte Kunststoffe zu „modernen“ Werkstoffen im epochebestimmenden Sinn des Worts. Es schloss eine Zukunftsorientierung mit ein.⁹ Kunststoffe verliehen sämtlichen Prozessen, welche die Massenkultur auszeichnen, eine neue Qualität: Sie veränderten die massenhafte Herstellung von Dingen, ihren Vertrieb und ihre technische und kulturelle Bewältigung so allmählich wie umfassend.¹⁰ Was auf den ersten Blick lediglich als „Verdoppelung“ der Natur erschien, erwies sich als immense und hochdifferenzierbare Erweiterung der industriellen Rohstoff- und Werkstoffbasis.

Obwohl Kunststoffe also seit dem späten 19. Jahrhundert entwickelt und verwendet wurden, kamen sie in Deutschland erst nach 1945 in breiten Gebrauch. Nach dem zweiten Weltkrieg war zunächst PVC der wichtigste Kunststoff in (West-) Deutschland. So trafen zwei Unbekannte aufeinander. Eine Gesellschaft im Umbruch eignete sich mit PVC einen neuen Werkstoff an, der selbst noch keineswegs verlässlich erforscht war, geschweige denn produktionstechnisch beherrscht wurde.

Der Aufsatz führt in sechs Episoden aus, dass und wie die entstehende politische Kultur der Bundesrepublik und die wirtschaftliche und kulturelle Durchsetzung von Kunststoffen voneinander profitierten.¹¹ Die Episoden zeigen eine Entwicklung: Anfangs richteten sich die Westdeutschen in einer relativ entpolitisierten Haltung gegenüber Staat und Gesellschaft ein. Die mit den Massenwaren und der Infrastruktur des Alltagskonsums verbundenen Fragen von Wissen, Nichtwissen und Kontrolle lösten aber mittelfristig eine Welle der Repolitisierung aus.

1. Verbraucherdemokratie Bundesrepublik

Der wirtschaftliche und technische Wiederaufbau Westdeutschlands war kein politisches Projekt. Die Bundesrepublik erhob die Förderung des Massenkonsums zum staatstragenden Programm. Konsum diente der gesellschaftlichen Inklusion. Er gab, so formulierte Helmut Schelsky Mitte der 1950er Jahre, fast jedermann das Gefühl, gemäß seinen Fähigkeiten „an der Fülle und dem Luxus des Daseins schon teilhaben zu können: vor allem aber ist die Teilhabe zum selbstverständlichen Sozialanspruch geworden.“¹² Noch immer ungeklärt ist, ob der „allgemeine Wandel

⁹ Hans Ulrich Gumbrecht, *Modern, Modernität, Moderne*, in: Otto Brunner et al. (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 4, Stuttgart 1978, 93–131.

¹⁰ Zur Analyse der Massenkultur aus technikhistorischer Sicht vgl. den Aufsatz von Monika Dommann in diesem Heft. Demselben Ziel verpflichtet ist *Katja Girschik*, ‚Als die Kassen lesen lernten.‘ Die Anfänge der rechnergestützten Warenwirtschaft bei der Migros, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 36 (2005), 110–125. Seit unserem Panel „The Multiplication of Things and its Consequences“ an der EASST Tagung 2006 verfolgen wir gemeinsam das Projekt einer „Geschichte vieler Dinge“.

¹¹ Zum Vergleich der westdeutschen Kunststoffaneignung mit dem Plastikkonsum anderer Staaten, insbesondere der DDR, siehe *Andrea Westermann*, *Plastik und politische Kultur in Westdeutschland*, Zürich 2007, 230–232 und 326. Für eine US-Geschichte von Plastik vgl. *Jeffrey Meikle*, *American Plastic. A Cultural History*, New Brunswick 1995.

¹² *Helmut Schelsky*, *Gesellschaftlicher Wandel*, in: ders., *Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze*, Düsseldorf–Köln 1965 (zuerst 1956/1961), 340.

zu Massenkonsum und Populärkultur“ auch politische Wirkung zeigte und „die gleichzeitige Verankerung demokratischer Werte und Verhaltensweisen“ unterstützte.¹³ Der Historiker Konrad Jarausch sah in der genauen Bestimmung dieses Zusammenhangs kürzlich einen Weg, um das „eigentlich verbleibende Kernproblem“ der westdeutschen Nachkriegsgeschichte zu bearbeiten. Es bestehe darin, die ‚inhere Demokratisierung‘, d. h. die Akzeptanz der Demokratie als Lebensform“ zu erklären.¹⁴ Allgemeiner formuliert: Standen ökonomisch-technischer und politisch-gesellschaftlicher Wandel in einer positiven Wechselbeziehung miteinander? Diese Vermutung schwingt in den meisten Darstellungen zur Geschichte der Bundesrepublik mit.¹⁵ Tatsächlich gelang der westdeutschen Gesellschaft eine Selbstverständigung und Integration darüber, dass zentrale politische Werte und Konzepte der gerade installierten Demokratie aus der politischen Sphäre des Nationalstaats gerückt und ökonomischen Zielen und Konzepten anverwandelt wurden. Die westdeutsche politische Kultur prägte sich als Verbraucherdemokratie aus.¹⁶ Dieser Prozess wurde zeitgenössisch oft als „Fassadenluxus“ oder als „Übertünchung“ alter Gegensätze „durch die politische Lethargie des Volkes im Genuss des ‚Wirtschaftswunders‘“ apostrophiert.¹⁷ Der Topos der Oberflächlichkeit war mit der Verbraucherdemokratie fest verbunden.

Nach eigenem Selbstverständnis trieben die Westdeutschen im Namen der „weithin von ideologischer Beeinflussung frei“ bleibenden „Sachlichkeit“ die Entpolitisierung ihres Zusammenlebens voran.¹⁸ Dazu gaben sie dem Prinzip der gesell-

13 Konrad Jarausch, Amerikanische Einflüsse und deutsche Einsichten. Kulturelle Aspekte der Demokratisierung Westdeutschlands, in: Arnd Bauerkämper et al. (Hg.), *Demokratiewunder. Transatlantische Mittler und die kulturelle Öffnung Westdeutschlands 1945–1970*, Göttingen 2005, 71.

14 Jarausch, *Amerikanische Einflüsse*, 71.

15 Vgl. zuletzt Konrad Jarausch/Michael Geyer, *Shattered Past. Reconstructing German Histories*, Princeton 2003, 313; Edgar Wolfrum, *Die geglückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart 2006, 76. Um den Zusammenhang zwischen politischer Kultur und wirtschaftlich-technischem Handeln herauszuarbeiten, konzentrierten sich Untersuchungen bislang auf Fragen der betrieblichen Sozialordnung bzw. die Erkundung von Unternehmermentalitäten, sie rückten die Hausfrau als ideale Verbraucherbürgerin in den Blick oder befassten sich mit der politischen Bedeutung wirtschaftlichen Wissens. Vgl. exemplarisch Volker Berghahn, *The Americanization of the West German Industry 1945–1973*, Leamington Spa–New York 1985; Paul Erker/Toni Pierenkemper (Hg.), *Deutsche Unternehmer zwischen Kriegswirtschaft und Wiederaufbau. Studien zur Erfahrungsbildung von Industrieeliten*, München 1998; Jonathan S. Wiesen, *West German Industry and the Challenge of the Nazi Past 1945–1955*, Chapel Hill 2001; Erica Carter, *How German is She? Postwar West German Reconstruction and the Consuming Woman*, Ann Arbor 1997; Bernhard Löffler, *Soziale Marktwirtschaft und administrative Praxis. Das Bundeswirtschaftsministerium unter Ludwig Erhard*, Stuttgart 2002; Alexander Nützenadel, *Stunde der Ökonomen. Wissenschaft, Politik und Experimentkultur in der Bundesrepublik 1949–1974*, Göttingen 2005.

16 Ausführlich und mit Forschungsliteratur Westermann, *Plastik*, 9–15.

17 Eugen Kogon, *Deutschland von heute*, in: ders., *Die unvollendete Erneuerung. Deutschland im Kräftefeld 1945–1963. Politische und gesellschaftspolitische Aufsätze aus zwei Jahrzehnten*, Frankfurt a. M. 1963 (zuerst 1949), 104; UA Freudenberg 3/01 635 Beteiligung von Richard Freudenberg an der Zeitschrift *Neue Politik* 1956 bis 1968, Microfiches, 9.12.1959 Anhang II, *Die neue Politik* und ihre politische Wirkung.

18 Ernst Forsthoff, *Die Bundesrepublik Deutschland. Umriss einer Realanalyse*, in: Rechts-

schaftlichen Partizipation aller Bürger, dem Begriff individueller Freiheit oder der in Demokratien vorgesehenen Verfahrenstransparenz eine ökonomische Färbung – ob bewusst oder unbewusst. So optierten bei einer Umfrage der US-Militäradministration im Sommer 1947 31 Prozent der befragten Deutschen für die wirtschaftliche Freiheit als wichtigste Freiheit. Zwischen Februar 1947 und Januar 1949 bevorzugten regelmäßig 60 Prozent der Deutschen eine Regierung, die ihnen wirtschaftliche Sicherheit bieten könnte und schlugen dafür die Gewährung von freien Wahlen, Redefreiheit, einer freien Presse und Religionsfreiheit aus.¹⁹ Auch die Texte und Reden zur „sozialen Marktwirtschaft“, in der „Demokratie und freie Wirtschaft [...] logisch“ zusammengehörten, führten diese Neuakzentuierung vor.²⁰ Ludwig Erhard hatte bereits 1943/1944 in der „grundsätzliche[n] Freizügigkeit des Individuums als Verbraucher“ das strukturierende Moment einer künftigen Nachkriegswirtschaft und -gesellschaft gesehen und der Konsumgüterindustrie den Vorzug gegeben. Rückblickend sprach er von einem „Grundrecht der Konsumfreiheit“.²¹ Selbst Anhänger einer „sozialen Mehrheitsdemokratie“, die eine „kapitalistische Planung“ und „koordinierte Staatseingriffe“ in das Wirtschaftsgeschehen befürworteten, legten Wert darauf, dass „Konsumenten im Rahmen eines gegebenen Gesamteinkommens ihre Freiheit der Wahl zwischen verschiedenen Konsumgütern“ ausübten. Und Helmut Schelsky sah 1956 in der „Verbraucherposition“ die „zentrale Determinante aller Verhaltensformen“.²²

Während das technisch geprägte Fortschrittsdenken von jeher mit dem Prinzip der Gewinnmaximierung kapitalistischen Wirtschaftens korrespondierte, kam es in Demokratien, in denen sich der Massenkonsum entfaltete, nun auch auf Verbraucherseite zur Konvergenz von Modernitätsverständnis und Prosperität. Die Kunststoffindustriellen etwa vertrauten auf die stete Weiterentwicklung ihrer Werkstoffe und damit auch auf die stete Erweiterung ihrer Märkte.²³ Die Dynamik der Verbraucherdemokratie fügte sich in diese moderne Zukunftsorientierung ein, denn sie war auf das Versprechen künftigen Wohlstands angewiesen. Der Nationalökonom und Kulturosoziologe Alfred Müller-Armack, der die Formel „soziale Marktwirt-

staat im Wandel. Verfassungsrechtliche Abhandlungen 1950–1964, Stuttgart 1964 (zuerst 1960), 198.

19 *Anna J. Merritt/Richard L. Merritt (Hg.)*, Public Opinion in Occupied Germany. The OM-GUS Surveys 1945–1949, Champaign/Ill. 1970, 41; *Dieter Grosser et al.*, Deutsche Geschichte in Darstellungen und Quellen, Bd. 11: Bundesrepublik und DDR 1969–1990, Stuttgart 1996, 97. Für die Einübung der Haltung auf kommunalpolitischer Ebene *Everhard Holtmann*, Politik und Nichtpolitik. Lokale Erscheinungsformen politischer Kultur im frühen Nachkriegsdeutschland. Das Beispiel Unna und Kamen, Opladen 1989.

20 *Löffler*, Soziale Marktwirtschaft und administrative Praxis, 576.

21 *Ludolf Herbst*, Krisenüberwindung und Wirtschaftsordnung. Ludwig Erhards Beteiligung an den Nachkriegsplanungen am Ende des Zweiten Weltkrieges, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 25 (1977), 316 und 320; *Ludwig Erhard*, Wohlstand für alle, Düsseldorf 1957, 14.

22 *Paul Sering* (alias Richard Löwenthal), Jenseits des Kapitalismus. Ein Beitrag zur sozialistischen Neuorientierung, Regensburg 1946, 93; *Schelsky*, Gesellschaftlicher Wandel, 341.

23 „Kunststoffe sind veränderungs- und züchtungsfähig, wie dies Naturprodukte nie sein können“, *Wilhelm Braun-Feldegg*, Normen und Formen industrieller Produktion, Ravensburg 1954, 22; *Klaus Stoeckert*, Kunststoffe ohne Geheimnis. Einführung in ihr Wesen, ihre Verarbeitung und ihre Anwendung, Kevelaer 1950, 9.

schaft“ geprägt hatte, setzte 1956 einerseits darauf, dass diese explizit gesellschaftstheoretisch fundierte Wirtschaftspolitik „durch weitere Expansion den Lebensstandard aller Schichten erhöhen“ könne.²⁴ Bürger und Verbraucher zeigten sich andererseits leistungs- und konsumbereit in der „Dauererwartung eines neuen Anspruchsniveaus“.²⁵ Die wirtschaftspolitische Wendung der Demokratieidee erleichterte ihre Akzeptanz in liberal-konservativen Kreisen, die sie bislang mit der Gefahr von „Verpöbelung, der Vermassung“ assoziierten.²⁶ Mit der sozialen Marktwirtschaft, so bekräftigte Müller-Armack, habe „erstmalig in der Entwicklung der Massendemokratien ein Begriff aus der Welt der Freiheit Resonanz gewonnen.“²⁷

2. Surrogate: oberflächliche Ähnlichkeit mit dem Original

Die Rede von der Oberflächlichkeit der Massenkultur hatte sich in den frühen Debatten um Kunststoffe gebildet. Das Deutungsmuster war den Westdeutschen vertraut, seine Entstehung muss deshalb knapp rekonstruiert werden. In den 1870er Jahren kamen, wie erwähnt, Celluloidwaren in Umlauf. Sie trugen dazu bei, dass die Zahl der Dinge in den städtischen bürgerlichen Haushalten rasch anwuchs. Die Gegenwart von Sachen wurde um 1900 häufig thematisiert.²⁸ Dinge, so verteidigte Sigmund Freud seine Lust an ihrem Besitz, machten über ihre Gegenständlichkeit gerade die soziale Welt sinnlich erfahrbar.²⁹ Zwar erklärte sich der Aufschwung des mit Kunststoffen operierenden Kunstgewerbes zu großen Teilen aus bürgerlichen Kaufgewohnheiten und Repräsentationspflichten.³⁰ Dennoch qualifizierten gerade bürgerliche Kritiker „Surrogate“ als Nachahmungen ab. In ihren Augen störten sie nicht nur die Ordnung der Natur. Sie störten auch die Ordnung der Gesellschaft, weil aufstiegswillige soziale Gruppen mit ihrer Hilfe Lebensstil und Wohnkultur der besseren Kreise imitierten. In der ständisch-klassenspezifisch segregierten industriellen Gesellschaft des Kaiserreichs fiel die Bestrebung, soziale Distinktion zu schmälern und Standesgrenzen zu ignorieren, negativ auf.³¹ Wenn

24 Alfred Müller-Armack, Soziale Marktwirtschaft, in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Bd. 9, Stuttgart 1956, 392.

25 Friedrich H. Tenbruck, Alltagsnormen und Lebensgefühle in der Bundesrepublik, in: Richard Löwenthal/Hans-Peter Schwarz (Hg.), Die zweite Republik. 25 Jahre Bundesrepublik Deutschland – Eine Bilanz, Stuttgart 1974, 294.

26 Worauf etwa Theodor Heuss in der zweiten Sitzung der verfassungsgebenden Landesversammlung für Württemberg-Baden 1946 anspielte, zitiert nach Karlheinz Nicolauß, Der Weg zum Grundgesetz. Demokratiegründung in Westdeutschland 1945–1949, Paderborn–München 1998, 105.

27 Müller-Armack, Soziale Marktwirtschaft, 392.

28 Vgl. etwa Hermann Muthesius über den bürgerlichen „horror vacui“, zitiert nach Wilhelm Bode, Über den Luxus, München 1906 (zweite Aufl.), 96 f.; Georg Simmel, Persönliche und sachliche Kultur, in: Neue deutsche Rundschau 11, Bd. 2 (1900) H. 7, 700–712.

29 Peter Gay, The Bourgeois Experience. Victoria to Freud, New York–Oxford 1984, 441–442.

30 Jens Malte Fischer, Imitieren und Sammeln. Bürgerliche Möblierung und künstlerische Selbstinszenierung, in: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hg.), Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselementes, Frankfurt a. M. 1986, 371–393.

31 Warren G. Breckman, Disciplining Consumption. The Debate on Luxury in Wilhelmine Ger-

das „Handbuch der Herstellung der künstlichen Ersatzstoffe“ von 1893 die volkswirtschaftliche Bedeutung der Surrogate darin sah, über die billigere Produktion „auch den breiteren Schichten der menschlichen Gesellschaft“ den Besitz von Dingen zu ermöglichen, die sich bisher nur Wenige leisten konnten, schienen Vorbehalte gegenüber Kunststoffen angebracht.³² Da die „weniger Besitzenden“ ihre Wünsche nicht durch den Erwerb von hochwertig verarbeiteten oder aus seltenen Rohstoffen hergestellten Erzeugnissen befriedigen könnten, „wenden sie sich dem Surrogate zu, das aus weniger gutem Material geschaffen das Echte vortäuscht“.³³ Es war für Deutschland wie für Europa nach 1900 von einer regelrechten „Surrogathascherei“, einer „Sucht nach dem Schein“ die Rede.³⁴ Erst mit der Ankunft der chemiebasierten Kunststoffe wurde die Eigenschaft der Oberflächlichkeit nicht mehr nur auf Personen, ihre Handlungen oder Empfindungen bezogen, sondern immer öfter auch direkt auf Sachgüter. Diese semantische Erweiterung bestimmte die weitere Rezeption von Plastik maßgeblich mit. Sie läutete die Rede von der Oberflächlichkeit der Massenkultur ein.

So stießen Kunststoffe in kunstgewerblichen Initiativen für die „gute Form“ industriell gefertigter Waren jahrzehntelang auf Kritik. Exemplarisch dafür waren die Reaktionen des Deutschen Werkbunds, der die Idee der „Materialgerechtigkeit“ hochhielt: Die Herstellungsart von Produkten sollte dem gewählten Material gerecht werden, ihm angemessen sein.³⁵ Mit dem Prinzip brachten frühe Industriedesigner ihr Unbehagen am sozialen Wandel auf den Begriff. Es stand, so sahen es seine Verfechter, für ein durch Geschmacksbildung geübtes, sicheres ästhetisches Urteil und damit, so die historische Deutung, für die Vertrautheit mit dem Allgemein Gültigkeit beanspruchenden bürgerlichen Wertekanon. Die prinzipielle Formbarkeit von Plastik unterlief diese Idee gleich zweifach. Nicht nur wurden Kunststoffmassen so gepresst oder gegossen, dass sie aufwändige Handarbeiten wie Flechten oder Schmieden imitierten. Noch beunruhigender war, dass Plastik selbst keinerlei Anhaltspunkte für seine richtige Verarbeitung lieferte.³⁶

many, 1890–1914, in: *Journal of Social History* 24 (1991) H. 3, 488. Zur negativen Bedeutung von „Nachahmung“ vgl. das entsprechende Lemma in Johann Heinrich Zedler: *Großes vollständiges Universalexikon aller Wissenschaften und Künste*, Leipzig–Halle 1732–54, Bd. 23, Bl. 43 f. und 52.

32 *Theodor Koller*, *Die Surrogate. Ihre Darstellungen im Kleinen und deren fabrikmäßige Erzeugung. Ein Handbuch der Herstellung der Künstlichen Ersatzstoffe für den praktischen Gebrauch von Industriellen und Technikern*, Frankfurt a. M. 1893, VII; vgl. *Günther Pechmann*, *Die Qualitätsarbeit. Ein Handbuch für Industrielle, Kaufleute, Gewerbepolitiker*, Frankfurt a. M. 1924, 203 f.

33 *Georg Lehnert*, *Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes. Das Kunstgewerbe in Barock, Rokoko, Louis XVI, Empire und neuester Zeit, im Gebiete des Islams und in Ostasien*, Bd. 5, Berlin–Oldenburg 1908, 430; ähnlich *Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft (Hg.)*, *Deutsches Warenbuch. Kriegsausgabe*, Leipzig 1915, XXVIII und XXXI–II.

34 *Lehnert*, *Illustrierte Geschichte*, 424.

35 *Joan Campbell*, *The German Werkbund. The Politics of Reform in the Applied Arts*, Princeton 1978.

36 *Gustav Pazaurek*, *Guter und schlechter Geschmack im Kunstgewerbe*, Stuttgart 1912, 201–202; *Hans Schwippert*, *Das Ende der Materialgerechtigkeit*, in: *Baukunst und Werkform* (1953), 235–236.

3. Normalitätsverheißung: Unbeschädigte Oberflächen

Nach 1945 kam es zu einer gebrauchsästhetischen Annäherung an Kunststoffe. Weiterhin wurde „bequemes Kopieren“ traditioneller Formen und Werkstoffe verurteilt. Architekten und Ingenieure mochten in Plastik nun aber auch einen „ehrlichen Ausdruck des Zeitstrebens“ erkennen.³⁷ Die Diskussion hatte darüber hinaus eine neue Dimension. Die Ingenieure und Naturwissenschaftler der Kunststoffindustrie waren bei der Rehabilitierung ihrer Werkstoffe von einem politischen Interesse angetrieben. Sie waren bestrebt, sich und ihre Materialien von der unmittelbaren Vergangenheit abzukoppeln. Kunststoffe hatten sowohl im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg einen Entwicklungsschub erfahren. Diesem Umstand war es geschuldet, dass Kunststoffe direkt nach 1945 vor allem als Ersatzstoffe bekannt waren und mit dem politischen Ausnahmezustand des Krieges sowie mit einer wirtschaftlichen Notsituation assoziiert wurden.³⁸ Industriedesigner und Architekten kamen den Entwicklern zu Hilfe, wenn sie Kunststoffe im Duktus der apologetischen Technikkritik der unmittelbaren Nachkriegszeit als wissenschaftlich-technische Erfindung präsentierten, die den „Machtbereich“ ihrer Hersteller und Gestalter zwar „unendlich“ vergrößert habe, aber zugleich dazu tendiere, sich der Kontrolle ihrer Schöpfer zu entziehen.³⁹

Die Kunststoffingenieure und -unternehmer suchten ihre Werkstoffe an den verbraucherdemokratischen Gesellschaftsentwurf der Bundesrepublik anzupassen. Dies gelang ihnen, indem sie die technische Modernität und Effizienz von Plastik in Ausstellungen, in der Produktwerbung und über den eigenen zupackenden Auftritt als verantwortungsbewusste Industrievertreter herausstrichen. Umgekehrt nutzten Kommunen, der Handel, Architekten und Konsumenten die Kunststoffe, um das verbraucherdemokratische Argumentations- und Repräsentationsarsenal technisch umzusetzen und auszugestalten. Mit anderen Worten: Auch die sich vervielfältigenden Formen des massenhaften Gebrauchs trugen zur Neubewertung von Kunststoffen bei.

Der Modernität thermoplastischer Kunststoffe, die sich aus der tendenziell unerschöpflichen Anpassbarkeit ihrer Materialeigenschaften an immer neue Anforderungen speiste, hafteten utopische Momente an. Kunststoffhäuser gaben den Maßstab dafür ab, wie nahe man der Vision beliebiger Machbarkeit schon gekommen war. ~~man der Vision beliebiger Machbarkeit schon gekommen war.~~ Sie spukten „in vielen Köpfen herum“ und waren ein Test auf die Zukunft.⁴⁰ Angesichts der akuten Wohnungsnot, die zu den drängenden Alltagsproblemen gehörte, schien es geboten,

37 Max Buchartz, Herbert Müller und sein Team, in: *werk und zeit* 3 (1954) H. 4 (Sonderbeilage Werkbericht göppinger plastics), 4.

38 Siehe dazu Westermann, Plastik, 60–80.

39 Schwippert, Ende der Materialgerechtigkeit, 236.

40 Karl-Heinz Hellwege, Aus der Arbeit des Deutschen Kunststoff-Instituts, in: *Kunststoff-Berater* 4 (1959) H. 1, 46; *Deutscher Verband für Wohnungswesen, Städtebau und Raumplanung* (Hg.), *Kunststoff, Baumaterial der Zukunft – Revolution oder Illusion?* Fachtagung. Vorträge und Wortlaut der Podiumsdiskussion, Bonn 1972.

gerade die bauwirtschaftlichen Rationalisierungsmöglichkeiten auszuschöpfen.⁴¹ Bereits 1946 zeigte die dem Berliner Stadtbaudirektor Hans Scharoun zugeordnete Bauwissenschaftliche Forschungs- und Entwicklungsstelle in der Ausstellung „Berlin plant“ deswegen Modelle „fabrikmäßig hergestellter Häuser“, die „aus einem leichten, für diese Zwecke bisher noch nicht verwendeten Baustoff konstruiert waren, der rein chemisch hergestellt wird.“⁴² Scharoun präsentierte „Voll-Kunststoffhäuser“.⁴³ Nach Vorgaben der Alliierten hatte die Forschungsstelle die Häusertypen „Amerika“, „England“, „Frankreich“ und „Russland“ entworfen. Scharoun selbst zeichnete mindestens für den fünften Typ „Deutschland“ verantwortlich. Die Modelle waren im Maßstab 1:5 ausgestellt. Baustoffe für Wände, Dach, Fenster- und Türrahmen sowie für Leitungsrohre und elektrische Infrastruktur waren aus unterschiedlichen Polyvinylchloridtypen.⁴⁴ Die tragenden, raumabschließenden und isolierenden Funktionen der Mauern eines Steinhauses waren auf drei Plastikbauelemente verteilt: eine Rahmenkonstruktion, Außenhaut und innere Plattenverkleidung sowie eine Isolierschicht. Das Gesamtgewicht des 65 Quadratmeter großen Einfamilienhauses betrug drei Tonnen und war damit gegenüber einem gemauerten Haus vierzig Mal leichter.⁴⁵

Der utopische Aspekt der Kunststoffhäuser ~~-Es~~ wurde 1946 auf spezifische Weise instrumentalisiert. Scharoun entthob die Entwürfe für Kunststoffhäuser ihrem zeitlichen und räumlichen Kontext. Statt mit Berlin einen denkbar nahe liegenden Einsatzort für den Montageleichtbau zu benennen und den deutschen Wiederaufbau zu thematisieren, eröffnete er eine internationale Problemdimension. Die Häuser versprachen, „das Wohnungsproblem, wie es heute die ganze Welt beschäftigt, einer Lösung zuzuführen.“ Scharouns Eröffnungsrede war vom Gedanken getragen, universell nützliche Ingenieurarbeit als politische Wiedergutmachung zu begreifen und mit Hilfe der Kunststoffhäuser das vorherrschende Bild eines destruktiven Deutschlands zu korrigieren. Ihm schwebte vor, „in vollkommener Friedensarbeit am Wiederaufbau der Welt mitzuwirken.“⁴⁶

Die deutschen Experten veranschlagten die ästhetische Qualität von Kunststoffen hoch und schlossen sich mit dieser Einschätzung den „internationalen Bausach-

41 Aus sozialhistorischer Sicht *Jeffry Diefendorf*, In the Wake of War. The Reconstruction of German Cities after World War II, Oxford–New York 1993, 125–150; *Axel Schildt*, Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und ‚Zeitgeist‘ in der Bundesrepublik der 50er Jahre, Hamburg 1995, 90–92.

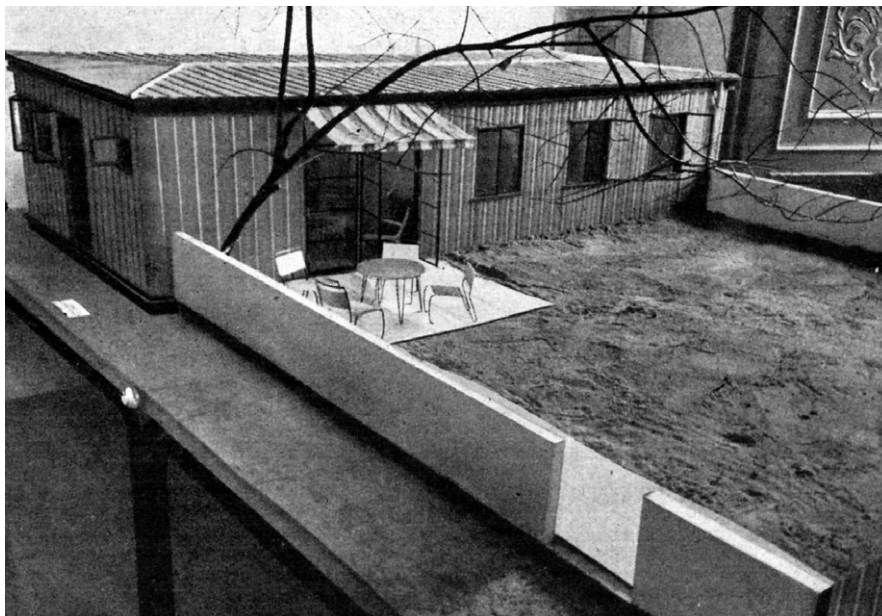
42 LA Berlin Sign. 06930, Berlin plant. Ein Erster Bericht. Professor Hans Scharoun, 7, in: *Ausblick. Aufbaunachrichten der „Berliner Ausstellungen“*. Berlin im Aufbau. Schau der Arbeit und Planung für das NEUE BERLIN, Eigenbetrieb der Stadt Berlin 1946.

43 *Ernst Tschanter*, Die Kunststoffhäuser der Ausstellung ‚Berlin plant‘, in: *Kunststoffe* 36 (1946) H. 2, 34.

44 *Tschanter*, Die Kunststoffhäuser; *Karl Böttcher*, Von der Retorte zum Kunststoff-Montagehaus, in: *Neue Bauwelt* 1 (1946), H. 13, 6.

45 *Josef Hausen*, Häuser aus Kunststoff?, in: *Kunststoffe* 37 (1947) H. 1, 9; *Tschanter*, Die Kunststoffhäuser; *Böttcher*, Von der Retorte, 6.

46 LA Berlin Sign. 06930, 7, *Ausblick. Aufbaunachrichten der „Berliner Ausstellungen“*, Eigenbetrieb der Stadt Berlin, 7.



„Das Kunststoff-Montagehaus. Das Haus Typ Deutschland“ von Hans Scharoun,
in: Neue Bauwelt 1 (1946) H. 13, 4.

verständigen“ an, die ihnen die Alliierten für die Konzeption der Kunststoffhäuser an die Seite gestellt hatten.⁴⁷ Unmittelbar nach 1945 sollte Architektur der doppelten Vorgabe genügen, sowohl internationale Kooperationsbereitschaft zu signalisieren als auch den nationalen Repräsentationsbedürfnissen entgegenzukommen. Beide Bedingungen ließen sich an den fünf Häusertypen erproben. Die Ausstellung bot daher erstmals Gelegenheit, die „deutschen Kunststoffe“ politisch umzudeuten. Die Häusermodelle stellten Leichtigkeit und Mobilität aus – Eigenschaften, die über bloße Ersatzqualitäten von Plastik hinauswiesen. Auch der gestalterische Akzent, den die verschiedenen Entwürfe setzten, dämpfte die Komponente der Not- oder Ersatzunterkünfte.

Die gestreifte PVC-Markise zerstreute den ärmlichen Eindruck vielleicht dennoch nicht, den Scharouns Bungalow machte. Andernorts ließ sich mit Kunststoffen aber eine auf Bescheidenheit und Nüchternheit zurück gestutzte Ästhetik der Funktionalität überzeugend realisieren. Sie wurde bald als demokratisch oder postnational-sachlich interpretiert. Öffentliche Bauvorhaben wie Behörden oder städtische Konzertsäle sollten in ihrer Anschlussfähigkeit an internationale Architekturstandards von der Fähigkeit der Bundesrepublik Zeugnis ablegen, auf inter-

47 Tschanter, Die Kunststoffhäuser.

nationalem Parkett sicher aufzutreten.⁴⁸ Das Bundeshaus in Bonn etwa, 1949 von Hans Schwippert entworfen, fügte sich in die entstehende politische Ikonografie bestens ein. Schwippert stellte besonders auf die alternative Oberflächengestaltung ab, als er das Gebäude in einer Architekturzeitschrift vorstellte. Der Plenarsaal hatte zwei Fensterwände, jede zwanzig Meter lang und vom Boden zur Decke reichend, damit „das deutsche Land der parlamentarischen Arbeit zuschaut“.⁴⁹ Einen schlichten PVC-Boden hielt er für die angemessene Grundlage der neu installierten parlamentarischen Wege und Gepflogenheiten. Mit dem Bundeshaus sollten nach Schwippert „Räume des Gesprächs“ geschaffen werden. Er richtete Architektur und Materialwahl an der „menschliche[n] Stimme“ aus. Ihr Klang sollte nicht hallen, „hart und kalt, wie wir dies von den vielen Bürogebäuden der Wirtschaft und Verwaltung kennen. Und er ist ebensowenig verschluckt von den verstaubten Mitteln alter Repräsentation, welche den Laut mit Stuck und Teppich, Vorhang und Polster drosseln“. Die Materialien entsprachen „den sparsamen und strengen Mitteln einer technischen Zeit [...] wie überall im Hause einiges Eisen, goldgetöntes Aluminium, gestrichene Wand, synthetischer Stoff des Fußbodens“.⁵⁰

Festzuhalten gilt: Die Forschungs- und Entwicklungsarbeiten an PVC seit den späten 1920er Jahren hatten die öffentliche Hand ebenso wie den Handel nach 1945 in die Lage gebracht, diesen Kunststoff in Form von harten und weichen Folien unterschiedlicher Stärke für die Wiederherstellung und Auskleidung von öffentlichen oder kommerziellen Räumen heranzuziehen. Kunststoffe waren im westdeutschen Alltag bald verbreitet.⁵¹ Sie erlaubten ihren Produzenten, eine durch die Kriegswirtschaft kompromittierte wissenschaftlich-technische Entwicklung politisch zu modernisieren, ohne die eigenen Spitzenleistungen herunterspielen zu müssen. PVC-Böden wurden in Werkkantinen und Schulturnhallen genauso verlegt wie in Theaterfoyers und Geschäftsräumen.⁵² Sie lagen in „öffentlichen Verkehrsmitteln, in Warteräumen, Schalterhallen, Empfangsräumen, Lichtspieltheatern und Hotels“.⁵³ In Krankenhäusern dachte man sie „ihrer Eigenart nach wirklich am

48 So *Paul Betts*, *The Authority of Everyday Objects. A Cultural History of West German Industrial Design*, Berkeley 2004, 178–211; zum gesuchten Anschluss der Ulmer Hochschule für Gestaltung an das Bauhaus und ein liberales Erbe vgl. zeitgenössisch *Walter Dirks*, *Das Bauhaus und die Weiße Rose*, in: *Frankfurter Hefte* 10–11 (1955), 769–773. PVC-Folien wurden in den 1950er Jahren auch „Plastics“ genannt, da ihr Verbrauch sich in den USA bereits auf hohem Niveau befand.

49 *Hans Schwippert*, *Das Bonner Bundeshaus*, in: *Neue Bauwelt* 6 (1951) H. 17, 65 (Architekturteil).

50 *Schwippert*, *Das Bonner Bundeshaus*, 68.

51 Der Pro-Kopf-Verbrauch von Kunststoffen stieg in der Bundesrepublik von 1,9 kg 1950 auf 15 kg im Jahr 1960. Damit überholte er den US-Pro-Kopf-Verbrauch, der 1950 bei 6,4 kg und 1960 bei 10,7 kg lag, vgl. *B. G. Reuben/M. L. Burstall*, *The Chemical Economy: A Guide to the Technology and Economics of the Chemical Industry*, London 1973, 35.

52 Vgl. Broschüre zur Acella-Verarbeitung, o. D., 3 und 17, in: UA Benecke Hängeschrank; *Hans Blau*, *Kunststoffe gehen jeden an*, Oldenburg 1959, 23. Fotos von Kinosälen und Theaterfoyers in PVC-Dekor oder, wie der Markenname lautete, in Acella-Dekor bei *Emil Jakubowski/Felix Nitsch*, *Kunststoffe im Raum*, München 1958, 152–53.

53 *Egon Schwarz*, *Wirtschaftliche Innendekoration mit Folien*, in: *Der Volkswirt* Nr. 44 vom 1. November 1958 (Beilage), 12.

Platz“.⁵⁴ Administration und Parlament wollten sich über eine Inneneinrichtung mit PVC-Folien bürgernah zeigen. PVC machte die öffentliche und halböffentliche Verwaltungs- und Konsuminfrastruktur robust und brachte Freundlichkeit in Räume mit hohem Publikumsverkehr, „die früher in unansehnlichen Farbtönen“ ausgestattet waren, um gegen Schmutz, nasse Mäntel, Durchscheuern und Ausbleichen möglichst unempfindlich zu sein.⁵⁵ Plastikfolien gehörten bei Anlässen bundesdeutscher Selbstdarstellung zu den bevorzugten Ausstattungsrequisiten. Vor allem in der temporären Messearchitektur kamen sie dank ihrer Leichtigkeit wie gerufen. Arnold Bode, Initiator und langjähriger Kurator der „documenta“ in Kassel, war von Anfang der 1950er Jahre bis Mitte der 1960er Jahre Chefdesigner beim PVC-Folienhersteller göppinger plastics. Er arbeitete als kommerzieller Ausstellungs- und Messestandgestalter häufig mit breitflächigen „Wandbehängen“, Raumteilern und „Lichtfiltern“ aus PVC.⁵⁶

Der Kunststoffseinsatz wurde in zwei wichtigen Wirtschaftsbranchen vorangetrieben: der Konsumgüterindustrie und der Bauwirtschaft. Ihr Aufschwung stand für die individuelle Teilhabe an einer angestrebten bzw. erreichten gesellschaftlichen Normalität – eine Normalität, die unter anderem in den unbeschädigten Oberflächen ihren materialen Ausdruck fand. Die Besuche in den neu gebauten Kinos, deren Wände mit abgesteppten oder gefältelten PVC-Stoffen überzogen waren, oder ein Schaufensterbummel entlang ähnlich eingerichteter Boutiquen illustrierten einen bescheidenen individuellen Konsum ebenso wie PVC-Tischdecken oder selbstklebende PVC-Dekorationsfolien, mit denen sich Möbel aufpolieren ließen. Solch „kleiner“ Konsum fügte sich ideal in die verbraucherdemokratische Zielvorstellung der Bundesrepublik ein.

4. Kunstleder: Arbeit an der Oberfläche

Die politisch gewollte konsumenten- und bürgerorientierte Ästhetik verlangte auf Seiten der Hersteller Investitionen und produktionstechnische Umstellungen. PVC-Folien hatten sowohl Produkt eines möglichst effizienten Herstellungsverfahrens wie auch attraktive Ware zu sein. Ihre Zugkraft hing von mehreren Variablen ab: Sie musste neu bzw. modisch sein, den Kunden preislich ansprechen oder qualitativ hervorstechen, das heißt sich als langlebig oder mit Gewinn einsetzbar erweisen. Diese Anforderungen ließen sich bei Konsumgütern aus Kunststoff auf eine besondere Weise kombinieren und erreichen. Es lag im Bereich des Möglichen, altbekannte Eigenschaften anderer Materialien nach Wunsch in PVC zu realisieren. Die Polemik gegen die Imitation von Naturmaterialien änderte an der Produktionswirklichkeit kaum etwas – Kunstleder beispielsweise war in städtischen Bussen, bei der Bahn oder für Autos sehr gefragt. Die Chemiker des Hannoveraner PVC-Fo-

⁵⁴ Meier-Oberist, *Plastics und Möbel*, in: *Möbel-Kultur* 7 (1955) H. 2, 69.

⁵⁵ Schwarz, *Wirtschaftliche Innendekoration*, 12.

⁵⁶ Hans Curjel, *Zur Ausstellungstechnik der „Documenta“*, in: *Baukunst und Werkform* (1955) H. 12, 757–760.

lienverarbeiters bei J. H. Benecke und ihre Berater bei BASF in Ludwigshafen versuchten, die Verbraucherperspektive in die angewandten technischen Normen und industriellen Verfahren ihres Betriebs einfließen zu lassen. Um den vertrauten Umgang mit Dingen zu quantifizieren, erfassten sie mögliche Anwendungen, holten Vorstellungen von Brauchbarkeit sowie Nutzerurteile alltagsbegrifflich ein und suchten nach physikalischen Beschreibungen dieser Begriffe.

So machte erst eine bestimmte Haptik aus PVC-Folien Kunstleder. Das physikalische Labor des PVC-Lieferanten BASF erforschte die Möglichkeiten zur Quantifizierung des vertrauten „Griffs“ von Leder. Dem dortigen Laborleiter Karl Wolf war es gelungen, „eine relativ einfache Apparatur für die Messung dieser Größen“ zu konstruieren. Im Lauf der Diskussionen wurde klar, dass sich die Eigenschaftswerte „Geschmeidigkeit, ‚Griff‘, Kälte- und Knitterfestigkeit von Folien und Kunstleder“ durch die Messung von Torsionsmodul, Dämpfung und bleibender Dehnung an den Waren feststellen ließen.⁵⁷ In Ludwigshafen hob man das Charakteristikum von Gebrauchstests hervor: Im Unterschied zu den bisher üblichen Materialprüfungen, die zur Zerstörung der Körper oder zu irreversiblen Veränderungen der Stoffe führten, untersuchten die BASF-Chemiker wesentlich geringere und weitgehend reversible Beanspruchungen, wie sie beim Gebrauch der Stoffe „normal“ waren.⁵⁸ Das BASF-Labor übersetzte die nutzerorientierten Fragen der PVC-Verarbeiter zudem in Fragen der Grundlagenforschung. Es ging auch darum herauszufinden, wie sich bestimmte synthetische Materialien grundsätzlich verhielten. Thermoplastische Kunststoffe zeigten bei Raumtemperatur sowohl elastische als auch viskose oder plastische Eigenschaften: Knetbares Silikon floss auf eine Unterlage gelegt in kurzer Zeit auseinander. Gegen die Wand geschleudert sprang es aber so elastisch zurück wie ein Gummiball. Wolf konnte diesen qualitativen Umschwung mittels eines Torsionspendels, der eine Probe in Schwingung versetzte, nun messend nachvollziehen. Die Dämpfung ließ sich, so Wolf, als Verhältnis zweier aufeinander folgender Schwingungsamplituden bestimmen. Sie war dafür verantwortlich, wie sich ein Stoff anfühlte. War die Dämpfung gering, verhielt sich die PVC-Probe eher elastisch wie Gummi, das heißt die zur Deformation benötigte Energie wurde vollständig zurück gewonnen. War die Dämpfung hingegen groß, vernichtete sie die meiste Energie durch molekulare Umlagerungsvorgänge. Dies bedeutete, dass eine Rückverformung bei Druck nicht spontan, sondern verzögert erfolgte: wie bei Leder. Wolf hatte damit eine Quantifizierung der ledrigen Materialqualität erreicht. J. H. Benecke bestellte das Torsionsgerät, um den Griff „zahlenmäßig reproduzierbar“ festzulegen und die Massenrezepturen so zu verbessern, dass „das Optimale aus der Produktion herauszuholen“ sei.⁵⁹

57 UA Benecke Ordner Kleber, Betr. Geschmeidigkeit, ‚Griff‘, Kälte- und Knitterfestigkeit von Folien und Kunstleder – Bericht über den Besuch von Di[smer] bei Herrn Dr. Karl Wolf, BASF, Ludwigshafen/Rhein, Vinnhorst, 26.4.1951.

58 *Karl Wolf*, Beziehungen zwischen mechanischem und elektrischem Verhalten von Hochpolymeren, in: *Kunststoffe* 41 (1951) H. 3, 89.

59 UA Benecke Ordner Kleber, Betr. Geschmeidigkeit, ‚Griff‘, Kälte- und Knitterfestigkeit von Folien und Kunstleder – Bericht über den Besuch von Di[smer] bei Herrn Dr. Karl Wolf, BASF, Ludwigshafen/Rhein, Vinnhorst, 26.4.1951.

5. Oberflächlichkeit als hochkulturelle Verflachung

Wie die letzten beiden Abschnitte zeigten, bestanden also gute Voraussetzungen für die Positivumdeutung von Kunststoffen in der frühen Bundesrepublik. Aber Vorbehalte überdauerten in nuancierter Form. Sie werden in den folgenden beiden Abschnitten untersucht. Beobachter nutzten die allmählich unübersehbare Gegenwart von Kunststoffen, wenn sie die politische Kultur zu charakterisieren suchten, die vor ihren Augen entstand. Hans Magnus Enzensbergers Rezension des „Neckermann“ Kataloges 1960 etwa war vernichtend. Die Mehrheit der Bundesdeutschen habe sich für die „kleinbürgerliche Hölle“ entschieden. Reaktionärer Unrat verberge sich unter der blankpolierten Polyesterplatte, lautete einer der vielen Vorwürfe.⁶⁰ Angesichts der traditionellen Surrogatkritik überrascht es nicht, dass gerade Plastik die Misere auf so verräterische Weise zu überdecken suchte. Enzensberger rief ein geläufiges Bild zur polemischen Zuspitzung seiner Kritik auf. Das Urteil radikalisierte die wiederkehrende Rede von der Oberflächlichkeit, welche für die herrschende Massenkultur typisch sei.

Ein genauer Blick auf die kritischen Argumente verdeutlicht, dass sie nach dem bewährten Industrialisierungsparadigma der älteren Technikkritik modelliert waren. Die industriellen Gesetzmäßigkeiten wirkten demnach längst nicht mehr nur am Arbeitsplatz, sondern hatten die gesamte Lebensführung erfasst. Die Kritik ging davon aus, dass Massenkonsum der entfremdenden Logik der Produktion folgte, die sich die Menschen nun auch außerhalb der Fabrikhallen unterwarf. Die Ausgangsbedingungen und die Spezifität moderner Gesellschaften wurden mit der Wirkungsmacht der industriellen Herstellung erklärt. Jene habe „eine ungeheure Steigerung der Freiheit des Menschen“ zunächst im Sinne technischer Macht bedeutet, resümierte der Soziologe Hans Freyer das Heraufziehen des kollektiven Bewusstseins für technische Modernität. Sie brachte „die Emanzipation von den nicht beliebig vermehrbaren organischen Werkstoffen [...], weitgehend die Emanzipation von den Grenzen des Raumes und der Zeit.“⁶¹ Konsumkritische Analysen führten die Zeitdiagnose, deren Eckpfeiler die bildungsbürgerlichen Reizwörter Maschine und Masse darstellten, seit Mitte der 1950er Jahre fort. Bislang war die Sphäre der Kultur als das den Zumutungen der modernen Welt entziehbare Residuum des Privaten und Individuellen verstanden worden. Der massenkonsumförmige Übergriff schien deshalb besonders bedrohlich.⁶² Technik- und Konsumkritik fielen an zwei Artefakten zusammen, an den Massenmedien und an den Kunststoffen.⁶³ Es dominierte die Diskussion um die verflachenden Effekte von Kino, Fernsehen, Boulevardzeitun-

60 Hans Magnus Enzensberger, Das Plebiszit der Verbraucher, in: ders., Einzelheiten, Frankfurt a. M. 1962 (zuerst 1960), 149.

61 Hans Freyer, Das soziale Ganze und die Freiheit des Einzelnen unter den Bedingungen des industriellen Zeitalters, in: Historische Zeitschrift (1957) H. 183, 99–100.

62 Zur Verbreitung dieser Haltung nicht nur in akademischen Kreisen, sondern auch unter Wirtschaftsführern vgl. Westermann, Plastik, 214–215.

63 In Bezug auf die Massenmedien instruktiv Dominik Schrage, Integration durch Attraktion. Konsumismus als massenkulturelles Weltverhältnis, in: Mittelweg 36 (2003) H. 6, 57–85.

gen. Die Kritiker waren sich weitgehend einig, *dass* diese die Inhalte eigenmächtig verzerrten.⁶⁴ Ihnen blieb nur zu erörtern, inwiefern genau die Inhalte, also Kultur, durch ihre massenmediale Aufbereitung und neuen Rezeptionsformen korrumpiert wurden. Während Artefakte und maschinentechnische Verfahren in der industriellen Sphäre mit Machbarkeit in Verbindung gebracht wurden, waren sie in der privaten Sphäre mit Passivität besetzt. Gegen die fremd geleitete und tendenziell passive Prägung durch Massenkonsum, eben meist auf massenförmigen Kulturkonsum zugespitzt, hielten die Protagonisten der Debatte das bürgerlich-emanzipatorische Ideal der mit Disziplin und aktiver Anstrengung verbundenen Selbstbildung hoch.⁶⁵ Kunststoffe ließen sich mit den maschinellen Prozeduren und deren vereinheitlichenden Effekten ebenfalls leicht in Verbindung bringen. Beispielsweise lagen Analogien zwischen den verformbaren plastischen Massen und den durch die industriellen und bürokratischen Verfahren geprägten städtischen Arbeiter- und Angestelltenmassen nahe, die tendenziell lethargisch auf anstrengungslose Ablenkung hofften. Nicht von vorn herein schien klar, ob „der lebendige Mensch dem leblosen, von ihm erzeugten Ding sein eigenes Wesen“ aufzuprägen verstehe, „statt sich selber unter seinen gewaltigen Pressen zur empfindungslosen Materie zu quetschen“.⁶⁶ In den Diskussionen um die Käufer und Verbraucher von Massenwaren schwangen Vorstellungen mit von der unteilbaren „Masse“ im hergebrachten politischen Sinn eines emergenten, den Einzelnen im anonymen Kollektiv aufhebenden Unterschichtenphänomens des 19. Jahrhunderts.⁶⁷ Der Begriff der „Masse“ blieb eine asymmetrisch angelegte Beobachtungskategorie, welcher der Blick „von oben und von außen“ eingeschrieben war.⁶⁸ Ästhetische Antireflexe trübten damit die Sicht auf die genuin massenkonsumförmigen Vergesellschaftungsprozesse. Kulturbeobachter waren darauf trainiert, den Gebrauch von Dingen oder die Rezeption von Kunst mi-

64 *Theodor W. Adorno*, Prolog zum Fernsehen, in: ders. (Hg.), *Kulturkritik und Gesellschaft II*, Gesammelte Schriften Bd. 10.2, Frankfurt a.M. 2003 (zuerst 1953), 507–517; *Arnold Gehlen*, Konsum und Kultur, in: ders., *Einblicke*. Gesamtausgabe Bd. 7, Frankfurt a.M. 1978 (zuerst 1955), 3–14; *Jürgen Habermas*, Notizen zum Missverhältnis von Kultur und Konsum, in: *Merkur* 10 H. 97, (1956), 212–228. Sie schlossen dabei argumentativ an an *Siegfried Kracauer*, *Kult der Zerstreung*, in: ders., *Das Ornament der Masse*, 311–317.

65 In einem Vortrag von 1955 charakterisierte Mitscherlich den Konsum von Massengütern oder „Serienartikel“ als „passives Verhalten“ und „kulturelle Untätigkeit“ bzw. „kulturelle Indolenz (Badezimmer statt Bibliothek)“, *Historisches Archiv des WDR Sign.* 3592, Manuskript Prof. A. Mitscherlich, *Die Masse – das sind wir alle*, 7–9. Ähnlich *Habermas*, *Notizen zum Missverhältnis*, 212; *Gehlen*, *Konsum und Kultur*, 10.

66 *Braun-Feldegg*, *Normen*, 10.

67 Für die „Masse“ um 1900 *Klaus Theweleit*, *Männerphantasien*, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1995 (zuerst 1977); *Serge Moscovici*, *L'age des foules. Un traité historique de psychologie des masses*, Paris 1981; *Michael Gamper*, *Masse lesen, Masse schreiben. Eine Diskurs- und Imaginationsgeschichte der Menschenmenge 1765–1930*, München 2007. Zur Diskussion um Masse und Technik in den 1950er Jahren *Schildt*, *Moderne Zeiten*, 325–350; *Paul Nolte*, *Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert*, München 2000, 273–318.

68 *Reinhart Koselleck et al.*, *Volk, Nation*, in: Otto Brunner et al. (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 7, Stuttgart 1992, 415.

lieuspezifisch oder kanongebunden zu bewerten. Im Namen einer neuen Soziologie der Massengesellschaft, für die sich etwa der Soziologe René König oder der Sozialpsychologe Alexander Mitscherlich einsetzten, wurde dies zeitgenössisch kritisch angemerkt. Beide Autoren bedauerten die „überlebenden Reste des Ständesystems“. ⁶⁹ Vor allem König bestritt den Korruptionsverdacht, dem die Massenkultur ausgesetzt war. Er bestand darauf, dass die prinzipiell nur preisgebundene, milieübergreifende Verfügbarkeit von Waren jeden soziostrukturellen Aussagewert von Dingen zunächst einmal hinfällig machte. Denn ihre prinzipielle Zugänglichkeit setzte die in der Verbraucherdemokratie geltenden „bestimmten Gleichheitsvorstellungen im politischen und sozialen Sinn“ um. ⁷⁰ Erst unter Anerkennung dieser Gleichheit könnten die überall greifenden marktförmigen Distinktionsbestrebungen und -mechanismen sinnvoll analysiert werden.

Die Eigenart massenkultureller Phänomene war mit Hilfe der politischen und ästhetischen Urteilskraft nicht zu erfassen, die sich die Mitglieder einer „bürgerlichen Öffentlichkeit“ (Jürgen Habermas) im Unterschied zur Masse ihrer Mitbürger zugute hielten. Die konsumkritische Argumentation trug aber zu einer breiteren Diskussion bei, in deren Mittelpunkt die Frage nach dem Gelingen eines westdeutschen Neuanfangs stand. Kritiker aus unterschiedlichen Lagern und mit unterschiedlichsten Anliegen rechneten für die massenkulturell organisierte Demokratie immer mit der Gefahr des Scheiterns. Über die gesamte Existenz der alten Bundesrepublik hinweg wurden die gesellschaftlichen Transformationsleistungen misstrauisch verfolgt und „Dauerzweifel“ an der demokratischen Substanz Westdeutschlands formuliert. ⁷¹ Für Kulturspezialisten waren die groben Fehlentwicklungen des Konsumangebotes symptomatisch, für welche die Nachfrage des Durchschnittsverbrauchers verantwortlich zeichnete. An ihnen gemessen war auch der parlamentarischen Demokratie keine hoffnungsvolle Zukunft beschieden und ihre innere Stabilität nicht gesichert. ⁷² Die Kunststoffkritik Inge Scholls ist für diese elitistische Akzentuierung exemplarisch. Kunststoffe belegten für die Mitinitiatorin der Ulmer Hochschule für Gestaltung einen klaren Technikmissbrauch, der sich kaum noch rückgängig machen lasse. Plastik überziehe mittlerweile „unsere Umwelt wie ein Schimmel“. ⁷³ Der Werkstoff diene ihr als assoziatives Motiv für die Darstellung eines politisch restaurativen Selbstverständnisses der bundesdeutschen Hausfrau, die „Klee-Muster-Tapeten“ und „blumenförmiges Geschirr“ arrangiere, um dem mü-

⁶⁹ Historisches Archiv des WDR Sign. 3592, Manuskript Prof. A. Mitscherlich, Die Masse – das sind wir alle; René König, Gestaltungsprobleme der Massengesellschaft, in: ders. (Hg.), Soziologische Orientierungen. Vorträge und Aufsätze, Köln–Berlin 1965 (zuerst 1959) (zuerst 1956), 1.

⁷⁰ König, Gestaltungsprobleme der Massengesellschaft, 468 und 485.

⁷¹ Klaus Naumann, Die Historisierung der Bonner Republik, in: Mittelweg 36 9 (2000) H. 3, 55.

⁷² Vgl. Habermas' Eingeständnis, die „sozialstaatlichen Massendemokratien“ in seiner Studie Strukturwandel der Öffentlichkeit „kulturkritisch verzerrt“ analysiert zu haben. Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit, Frankfurt a. M. 1990 (zuerst 1962), 21.

⁷³ Inge Scholl, Eine neue Gründerzeit und ihre Gebrauchskunst, in: Hans Werner Richter (Hg.), Bestandsaufnahme. Eine deutsche Bilanz 1962. Sechsendreißig Beiträge deutscher Wissenschaftler, Schriftsteller und Publizisten, München–Wien–Basel 1962, 423.

den „Manager-Ehemann“ abends ein leichtverdauliches Kultursurrogat zu bieten oder ihm und seinen ausländischen Geschäftsfreunden die „humane und kulturelle“ Atmosphäre für Vertragsabschlüsse zu schaffen.⁷⁴ Scholl kritisierte diese auch offiziell festgeschriebene Rolle der Hausfrau. Auch die Hausfrauen leisteten Arbeit an der Oberfläche. Sie wurden in der Bundesrepublik zur Verdoppelung der bundesdeutschen öffentlichen Ästhetik im privaten Raum verpflichtet.⁷⁵ Scholl empörte sich im Namen der Hochkultur und bedauerte die massenkulturelle Aushöhlung der Formensprache eines Miró, Klee, Arp, Moore oder Picasso. „Hausrat aus Plastic“ verkörperte in ihrer bissigen Interpretation auf geradezu lächerlich-persifliende Weise Adornos Diktum, es gebe kein richtiges Leben im falschen.⁷⁶ Solche eher beiläufige, gleichsam koloristisch eingesetzte Kunststoffpolemik wies weit reichende Parallelen zwischen den linken und rechten Kulturkritiken auf.⁷⁷ Die linken und konservativen imaginären Bilderwelten stimmten häufig sogar in den Assoziationsketten miteinander überein. In seiner Neckermann-Rezension kam Hans Magnus Enzensberger nach der Polyesterplatte sofort auf die „Super-Luxus-Stereo-Konzerttruhe“ zu sprechen. Arnold Gehlen zählte in einer Besprechung von Freyers „Theorie des Gegenwärtigen Zeitalters“ 1955 direkt nach „Cellophan“ die „Konservenmusik“ auf.⁷⁸ Beide beschrieben damit das der Sphäre der Hochkultur zugehörige klassische Konzert im Anschluss an die Erwähnung von Plastik in seiner profanisierten und surrogatförmigen Gestalt.⁷⁹ Radikaler und weniger selbstgewiss liest sich Wolfgang Koeppens atmosphärischer Roman über die frühe Bundesrepublik „Das Treibhaus“. In einer Szene wehrt sich der Bundestagsabgeordnete Keetenheuve auf seinem nächtlichen Gang vorbei an erleuchteten Läden gegen den verbraucherdemokratischen Pakt. In typischer kulturkonservativer Manier träumt er davon, die Konsumerwartungen der sozialen Marktwirtschaft zu unterlaufen: „Nicht mehr mitspielen, den Pakt nicht unterschrieben, kein Käufer, kein Untertan sein.“⁸⁰ Er ist angewidert von der verbraucherdemokratischen „Idealbevölkerung“ der Bundesrepublik, als die sich ihm die Schaufensterpuppen aus Plastik präsentieren: „Sie grinsten: Greif zu! Sie führten ein ideales, sauberes und billiges Leben. Selbst der frech herausgestreckte Unterleib der mondänen Puppe, der kleinen Hure, war sauber und billig, er war ideal, er war synthetisch: in diesem Schoß lag die Zukunft.“⁸¹

74 Ebd., 422.

75 Carter, *How German Is She?*

76 Klaus Euler, *Hausrat aus Plastic*, Bamberg 1959 (zuerst 1947).

77 Zu den Parallelen u. a. Schildt, *Moderne Zeiten*, 348 und 361–63.

78 Gehlen, *Konsum und Kultur*, 579.

79 Erst ein paar Jahre später legte sich Enzensberger über diesen „Modus der Kritik“, die ästhetische Kritik am „Mittelmaß“, Rechenschaft ab und bekannte mit Ernst Jandl: „manche meinen/lechts und rinks/kann man nicht velwechsern/werch ein illtum“. *Hans Magnus Enzensberger, Mittelmaß und Wahn. Ein Vorschlag zur Güte*, in: ders., *Mittelmaß und Wahn. Gesammelte Zerstreuungen*, Frankfurt 1988, 253 und 258.

80 Wolfgang Koeppen, *Das Treibhaus*, Stuttgart 1969 (zuerst 1953), 362.

81 Ebd., 360.

6. Kunststoffverarbeiter: Großflächige Weltbilder

Die alte Kritikfigur der Oberflächlichkeit wurde in Feuilletons und kultursoziologischen Texten der frühen Bundesrepublik neu aufgelegt. Die kunststoffspezifische Analyse verdeutlichte, dass sie sich in einer Verbraucherdemokratie zwingend in ein staatskritisches Argument verwandelte. Die eigentümliche semantische Stabilität des Reizworts Masse verdient dabei ebenso betont zu werden wie seine deutlichen Auflösungserscheinungen. Für die Kunststoffunternehmer, die an den gesellschaftsweiten Neuerungen maßgeblich beteiligt waren, brachte diese Zwierspältigkeit praktische Zielkonflikte mit sich. Ihr Dilemma bestand darin, dass „sich geradezu eine Diskrepanz ergeben“ konnte zwischen kultureller Aufklärung über „formschöne“ Gegenstände und Markterfolg über den Verkauf von „Kitsch“.⁸² Sie schwankten daher in ihrem Urteil gegenüber Kunststoffen. Ihre Einmischung in technikkritische oder ästhetische Diskussionen, in denen Plastik zum Prüfstein für alle Kulturverteidiger wurde, die sich dennoch zukunftsgerichtet und verantwortungsbewusst geben wollten, änderte nichts an ihrer klassenspezifischen Einschätzung von Plastik. Diese hatte schon ältere Surrogate begleitet, die teure Materialien imitierten. Faktische soziale Ungleichheit wurde auch nach 1950 als Motor des Kunststoffabsatzes gewertet. Bestimmte Gebrauchsgüter aus Plastik wurden als Billigware verkauft, für die man sich aus diesem Grund einen massenhaften Absatz erhoffte. So glaubte man bei J.H. Benecke zu registrieren, dass gerade „die weniger bemittelte Bevölkerung des Ruhrgebiets, den von uns hergestellten Kunststoff- Erzeugnissen, Wachstuch, Kunstleder und Plastic Interesse entgegenbrachte.“⁸³

Anfang der 1950er Jahre warb die Firma Carl Freudenberg für ihre PVC-Schuhe „mit besonderer Vorliebe bei kinderreichen Familien oder anderen Leuten, die sparen müssen.“⁸⁴ Seit Ende der 1940er Jahre hatte das Weinheimer Unternehmen geplant, in größerem Umfang mit Plastikschuhen auf den Markt zu gehen. Allerdings hatte sich bereits angedeutet, dass diese PVC-Artikel auf Widerstand stießen.⁸⁵ Die Einstellung der PVC-Schuhherstellung schien Mitte der 1950er Jahre wegen stagnierender Verkaufszahlen auf tiefem Niveau das Wahrscheinlichste, als plötzlich der Export in afrikanische Länder lukrativ wurde.⁸⁶ Dass sich der im Pressverfahren hergestellte Schuh, „außer als praktischer Gebrauchsartikel und Berufsschuh (im gleichen Sinn wie der Gummischuh)“ „in den hochentwickelten Ländern“ nicht einführen ließ, aber in Afrika „ohne besondere Anstrengungen“ enormen Erfolg hatte, veranlasste die Unternehmensleitung zur genaueren Beschäf-

⁸² Richard Vieweg, Fünfzig Jahre Kunststoffe. Rede, gehalten an der Jubiläumsfeier 31. Mai 1958, in: Max Richter (Hg.), Fünfzig Jahre Max Richter Nieder-Ramstadt (Vitri Plastic), Darmstadt 1958, 12; Gustav Stein, Kultur – Fundament der Wirtschaft, in: Der Volkswirt 8 (1954), 72.

⁸³ UA Benecke Ordner Heimkunststoffe, Dr. Schönburg an die Leitung der Ausstellung „Die Wohnung“, 14.8.1950.

⁸⁴ UA Freudenberg 3/05 641 Noraschuhe, Werbung Juli 1954.

⁸⁵ UA Freudenberg 3/02 362 Korrespondenz Richard und Hans Freudenberg, Freudenberg an Otto Ambros, 19.12.1949.

⁸⁶ Für das Folgende UA Freudenberg 3/05 641 Noraschuhe, Entwurf Hans Erich Freudenberg, o. D.

tigung mit dem afrikanischen Markt. Afrika mit „regenfesten Schuhen“ auszustatten, war ein Geschäft, das sich Freudenberg nicht entgehen lassen wollte. Es sei „grundsätzlich sinnlos, etwas anderes zu wollen als die Beschuhung der rund 75 Millionen Schwarzen“. Die Begründung für eine Versorgung des ganzen Kontinents mit billigem und praktischem Schuhwerk war sachlich gehalten. Sie zielte auf das Potenzial von Technik zur Lösung von drängenden Alltagsproblemen und brachte das defensiv gehaltene Selbstverständnis der Kunststoffunternehmer präzise zum Ausdruck. So machte ein hessischer Kunststoffverarbeiter etwa zur gleichen Zeit auf das Versorgungsgebot für eine wachsende Bevölkerung mit „notwendigen Dingen“ aufmerksam, um Hausfrauen für Kunststoffprodukte zu erwärmen.⁸⁷

Dem Misserfolg der PVC-Schuhe auf dem bundesdeutschen Markt nach zu urteilen, wägten Verbraucher diese Notwendigkeit zur Versorgung offenbar nach eigenen Maßstäben ab. Entgegen den Annahmen, die der Freudenberg-Werbung für ihre Schuhe zugrunde lagen, gingen die Ansichten der Massenkonsumenten über Geschmack oder Bedürfnis in einer Weise auseinander, die es nicht erlaubte, sie einer bestimmten sozialen Position zuzuordnen. Die Kunststoffakteure hatten immer häufiger Phänomene zu diagnostizieren, die der Sicht auf die „Masse“ als pauschale Bezeichnung für die „armen Leute“ widersprachen.⁸⁸ In Freudenbergs Lagebeurteilung bedeutete ein Export der PVC-Schuhe nach Afrika deshalb nicht nur die Erweiterung des firmeneigenen Absatzmarktes, sondern auch das Einrücken einer neuen Verbrauchergruppe in traditionelle Vorstellungen von sozialer Ordnung. Diese behielten dadurch wenigstens teilweise Gültigkeit und konnten zumindest im Rahmen kolonialpolitischer Diskussionen noch als „natürliche Gegebenheiten“ angesprochen werden.⁸⁹ Sich gegen unten von Afrikanern ganz allgemein abzugrenzen, fiel den Kunststoffunternehmern leicht. Dagegen war innerhalb der bundesdeutschen Verbraucherschaft eine massenkonsumförmige Bewegung nach oben zu verzeichnen, welche die Unternehmer zwar mit ermöglichten, aber nicht kontrollierten.

Vor dem Hintergrund dieser Episode wird plausibel, dass Vorbehalte gegen Plastik deswegen besonders stabil waren, weil sich an die klassenspezifische Planung des Kunststoffwarensortiments noch weitere Kategorien anlagern konnten, die wie selbstverständlich die Rede über Gesellschaft in asymmetrischer Weise strukturieren.⁹⁰ Im Fall der Igelitschuhe für Afrika war es die Kategorie „Rasse“. Die durchgängige geschlechterspezifische Prägung des Kunststoffkonsums als weiblich ist in diesem Zusammenhang ebenfalls in Rechnung zu stellen. Schon das Bild der chemischen Synthese als Natur- und Materialbeherrschung durch den in der Regel männlichen Wissenschaftler hatte diese Konnotation nahe gelegt. Kunststoffe in

⁸⁷ *Wilhelm Euler*, Formgebung durch Kunststoffe, in: Die Frau und ihre Wohnung 1954 (Beiheft 4), 32.

⁸⁸ Historisches Archiv des WDR Sign. 3592, Manuskript Prof. A. Mitscherlich, Die Masse – das sind wir alle, 3.

⁸⁹ UA Freudenberg 3/05 641 Noraschuhe, Entwurf Hans Erich Freudenberg, o. D., 2.

⁹⁰ *Martina Kessel/Christoph Conrad*, Blickwechsel: Moderne, Kultur, Geschichte, in: dies. (Hg.), Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung, Leipzig 1998, 19.

Küche und Bad waren rhetorisch anfangs an Arbeitsplätze der Hausfrau gebunden, die nur geringen Repräsentationswert hatten und ganz auf den intimen Familienkreis verwiesen. J.H. Benecke zog mit der Wortschöpfung „Heimkunststoffe“ aus den mittleren und späten 1950er Jahren die Konsequenzen aus dieser engen Festlegung: PVC-Folien sollten auch in bürgerlich-mittelständischen Wohnzimmern Platz finden.⁹¹ Diese Strategie machte sich den erweiterten Aufgabenkreis der Hausfrau zunutze, die, wie gesehen, als Multiplikatorin kultureller Werte und einer demokratischen Ästhetik galt.

7. Strukturelles Problem: Oberflächliches Wissen

Die kulturkonservative Kritik konnte der sich anbahnenden Erfolgsgeschichte von Kunststoffen nichts anhaben. Die Mündigkeit der Bundesbürger nach ihrer ästhetischen Urteilsfähigkeit einschätzen zu wollen, erwies sich als hilflose Intervention. Eine genuin verbraucherdemokratisch informierte Kritik an Plastik verhinderte dagegen den glatten Siegeszug thermoplastischer Werkstoffe. Die viel brisantere Frage nach der politischen Handlungsfähigkeit des Einzelnen machte darauf aufmerksam, dass Verbraucherdemokratien mit immer neuen Wissensdefiziten zu kämpfen hatten. Die Herausforderung einer Engführung von Marktordnung und politischer Ordnung lag darin, als Verbrauchsbürger über wissenschafts- und technikbasierte Produkte und Infrastruktur laufend und nachhaltig informiert zu sein. Der Sachverhalt wurde unter dem Stichwort Verbraucherschutz problematisiert, für Kunststoffe wenig später auch unter dem Stichwort Umweltschutz. Eine Journalistin der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ kritisierte beispielsweise 1958 das mit weiblichen Stereotypen gespickte Bild, das sich die Kunststoffindustrie von den Konsumenten mache. Da würden rührende Brücken der Verständigung gebaut, „mit Kunststoffen sei es etwa wie beim Kuchenbacken“. Die Autorin prangerte das eingeschränkte Verständnis von Aufklärung an, das die Industrie pflege. Es stülpe den „Dingen des täglichen Gebrauchs“ einen „unsichtbare[n] Drahtverhau von Unkenntnis“ über. Sie wies auf Inkonsistenzen in der Selbstdarstellung der chemischen Industrie hin. Eine unmündige „Alice im Wunderland“ sei die Lieblingsvorstellung „patriarchalischer Gemüter“, die mit wolkigen Markennamen die chemische Systematik verdunkelten. Zugleich schmücke sich die Industrie „mit dem Ruhm, Werkstoffe zu schaffen, die eine Demokratisierung der Lebensformen erst ermöglichen.“⁹² Ein Referent im Bundeswirtschaftsministerium verallgemeinerte ausgehend von den verschiedenen Kunststoffsorten und ihren Markennamen das Problem. Das marktwirtschaftliche Ordnungsprinzip verunmögliche es dem „Durchschnittsverbraucher“ in den allermeisten Fällen, eine emanzipierte Position einzunehmen „und damit durch seine Auswahl den marktwirtschaftlichen Wettbe-

91 Westermann, Plastik, 221.

92 Liv Landmann, Im Labyrinth der Kunststoffe, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 27.9.1958.

werb wirklich zu beeinflussen.“ Er zog daraus den Schluss: „Hier scheint mir eine Grenze unserer soz[ialen] Marktwirtschaft zu liegen.“⁹³ Die gegenüber den Herstellern und ihrem Produktwissen „schwächere“ Marktstellung der Konsumenten wurde auch von akademischen Beratern um Ludwig Erhard registriert, wiederum mit Blick auf Kunststoffe.⁹⁴ An Kunststoffprodukten ließen sich weder Lebensdauer, Wirtschaftlichkeit des Gebrauchs, Zweckmäßigkeit noch Nebenwirkungen ablesen.⁹⁵ Die FAZ-Journalistin fragte, was man zu tun habe, wenn sich die gekaufte Plastikware beim späteren Gebrauch als mangelhaft erweise: „Soll sich der Konsument weiterhin [...] dankbar über etwas Gelungenes freuen und den pflaumenweichen Ball empört in die Schaufensterscheibe zurückwerfen?“⁹⁶ Das Beispiel war harmlos gewählt, ihr Vorschlag stand aber in einer bemerkenswerten Tradition der gewaltförmigen Verbraucherproteste. Angesichts der wichtigen Rolle, die der Kaufentscheidung in der marktwirtschaftlichen Wettbewerbsordnung und den Begründungen dafür zukam, dass eine liberale Marktordnung transparent und gerecht sei, machte sie auf einen neuralgischen Punkt im Programm der sozialen Marktwirtschaft aufmerksam.⁹⁷

Über seine Artefakte konfrontierte der steigende Kunststoffkonsum die Verbraucher mit dem Phänomen der anhaltenden Technisierung und Verwissenschaftlichung des Alltags. Die Problembeschreibung traf nicht nur auf Kaufentscheidungen zu. Die Schwierigkeiten stellten sich ganz ähnlich auch für staatliches Handeln und die demokratischen Verfahren. Der voll informierte politische Entscheidungsträger, ob Politiker oder Bürger, war in modernen Staaten ebenfalls eine Illusion. Der Fachmann, so überlegte etwa Mitscherlich, verwandle sich jederzeit dort, wo er nicht Fachmann sei, in ein anonymes Mitglied der Masse.⁹⁸ Um diese komplementäre Sicht auf das Wissensgefälle ging es dem Philosophen Hermann Lübbe. Er reflektierte 1962 die in Ministerialnotizen, Zeitungsartikeln und anderen Medien thematisierte Verbraucherabhängigkeit in einem Beitrag zur politischen Theorie der Technokratie für die politisch-verwalterische Seite. Die gegenwärtige soziale Marktwirtschaft sei durch ein technokratisches Moment gekennzeichnet. Der Staat repräsentiere, wenn er sich bei seinen Anordnungen nicht auf Hoheit, sondern auf den ökonomischen und technischen Sachverstand seiner Organe berufe, „nicht so sehr einen Herrschaftswillen, als vielmehr den Willen zur Prosperität“.⁹⁹ Diese

93 BA Koblenz 102/9293a, Dr. Schaller 5.11.59, Kunststoffe, hier: Unterrichtung der Verbraucher über Kunststoffe und deren Eigenschaften.

94 *Walter Hesberg*, Verbraucherberatung durch Konsumgütertest. Erfahrungsbericht über die in den Vereinigten Staaten angewandten Methoden der Gebrauchswertprüfung. Institut für Wirtschaftspolitik an der Universität zu Köln. Untersuchungen Nr. 11, Köln 1958, 12; *Walter Hesberg*, Verbraucher und Soziale Marktwirtschaft, in: Franz Greiss/Fritz Meyer (Hg.), *Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur*. Festgabe für Alfred Müller-Armack, Berlin 1961, 627 und 629.

95 *Gerhard Scherhorn*, *Information und Kauf*. Empirische Analyse der „Markttransparenz“, Köln 1964, 39f.

96 *Landmann*, *Im Labyrinth*.

97 *Scherhorn*, *Information und Kauf*, 60.

98 Archiv Westdeutscher Rundfunk Sign. 3592, Vortragsmanuskript Prof. A. Mitscherlich, 21.1.55, Die Masse – das sind wir alle, 4.

99 *Hermann Lübbe*, Zur politischen Theorie der Technokratie, in: *Der Staat* 1 (1962) H. 1, 28.

Tendenz unterhöhle demokratische Verfahren, da sie prinzipiell gegen die öffentliche Meinungsbildung gerichtet sei, argumentierte Lübke. Sie reduziere die politische Entscheidung tendenziell auf die „Entscheidung für solches, das sich den Kriterien einer pragmatischen Rationalität entzieht.“¹⁰⁰

Fehlende Produktinformation eignete sich aber auch dazu, politisiert zu werden. Verbraucherschützer konnten der technokratischen Perspektive eine Absage erteilen und mehr Transparenz in der staatlich initiierten Problembewältigung einfordern. Statt den Geltungsbereich der öffentlichen Meinung immer mehr einzuschränken, wollten sie den politischen Kommunikationsraum erweitert sehen. Wie man am besten mit den Risiken aus Wissenschaft und Technik umgehe, sollte, da die gesamte Gesellschaft betroffen war, auch von möglichst vielen Bürgerinnen und Bürgern diskutiert und entschieden werden.¹⁰¹ Aus dieser Perspektive wurde der politische Dissens nicht etwa in das an sich sachliche Klima von Wissenschaftsgemeinde und Expertenkreisen hineingetragen – eine Sicht, die sich die Verwaltung und ihre akademischen Berater oft zu Eigen machten. Es stellte sich im Zuge der Debatten, beispielsweise um PVC-Müll, vielmehr heraus, dass kein wissenschaftlicher Konsens zu erreichen war, der auf einen linearen Erkenntnisfortschritt zuliefe.

8. Oberflächlichkeit der Massenkultur und „innere Demokratisierung“ Westdeutschlands

Kunststoffe können im Prinzip für alle möglichen technischen Erfordernisse punktgenau entwickelt werden. Diese Qualität macht den utopischen Aspekt von Plastik aus, den alle neuen oder sich selbst explizit als modern verstehenden Gesellschaften im 20. Jahrhundert zu nutzen suchten, seien es die USA, der Nationalsozialismus, die Bundesrepublik oder die DDR. Plastik ist damit auch politisch hoch anpassbar. Heute mögen Kunststoffe die Massenkulturen weltweit prägen, sie tragen zu ihrer oberflächlichen Gleichförmigkeit bei. Ihre jeweilige lokale Ankunft war jedoch historisch spezifischen Faktoren geschuldet. Der Aufsatz beschrieb die westdeutschen Durchsetzungsbedingungen für Plastik.

Begreift man die „innere“ Demokratisierung der Bundesrepublik als allmählichen Effekt der verbraucherdemokratischen Alltagspraxis, so eröffnen sich methodische Alternativen zu (kollektiv-)biographischen Studien. Um die entstehende politische Kultur in Westdeutschland zu beschreiben und ihre Integrationsmechanismen zu erklären, nahm der Aufsatz den Umweg über die gebaute und mit Dingen ausgestattete Umwelt der Bundesdeutschen.¹⁰² Die Episoden verfolgten Kunststoffe, vor allem PVC, auf ihrem Weg in den gesellschaftlichen Alltag. Schon die Verwendung von Celluloid vor 1900 deutete an, dass sich ihr dauernder und massenhafter Gebrauch milieübergreifend entwickeln würde. Kritiker beargwöhnten

100 Ebd., 20.

101 Vgl. *Westermann*, Plastik, 237–314.

102 Beide Wege schlug *Jaraus*, Amerikanische Einflüsse, 71, vor.

Kunststoffe daher von Anfang an als Agenten des unaufhaltsamen sozialen Wandels. Die an ihnen erstmals erprobte Rede von der Oberflächlichkeit der Massenkultur erklärte Siegfried Kracauer ein paar Jahrzehnte später zu einem Grundzug der modernen Gesellschaft. Die Redefigur verwies auf die Versprechen und Gefahren eines neuartigen Vergesellschaftungstyps, der wesentlich auf die soziale Integration durch Massenkonsum setzte. Letztere Vorstellung fand eine Mehrheit der Bundesbürger attraktiv. Sie erlaubte es, die Prinzipien und Verfahren der unter Aufsicht der Alliierten gerade installierten Demokratie auf neutralem Boden einzuüben, d. h. in einiger – wenn auch vor allem mentaler – Distanz zur belasteten Sphäre der Politik. Die massenkonsumistische Rahmung des Übergangs von einer zunächst bloß nachvolksgemeinschaftlichen zu einer verbraucherdemokratischen Selbstverständigung ermöglichte es dem Einzelnen, verhältnismäßig lose Beziehungen zur neuen Staatsform und ihren gesellschaftlichen Implikationen zu unterhalten. Starke Bekenntnisse waren nicht gefordert.

Die relative Oberflächlichkeit dieser Haltung hatte Pufferwirkung. Die politischen Prämissen und Implikationen der Verbraucherdemokratie gewannen *erstens* für die Mehrheit der Bundesdeutschen verzögert an Gewicht. Die individuellen und organisierten Anstrengungen, oberflächliches Wissen über die massenkulturelle Wirklichkeit zu vertiefen bzw. politische Verfahren zum Umgang mit den aus Wissenschaft und Technik resultierenden Folgeproblemen zu finden, trugen dann aber entscheidend zur Repolitisierung der westdeutschen politischen Kultur bei. Dies deutete sich bereits an der Problematisierung von Kunststoffen unter Verbraucherschützerischen Vorzeichen in den 1950er Jahren an. *Zweitens* lässt sich auch von einem abgefederten politischen Bekenntnis auf Seiten der Kunststoffhersteller und -verarbeiter sprechen. Die Kunststoffexperten hofften, dem Selbstbild einer sachorientierten, unpolitisch-nüchternen Funktionselite mit Hilfe der als positiv hervorgehobenen Eigenschaften ihres Produkts allgemeine Anerkennung zu verschaffen: Die Zusammenarbeit zwischen Industrie und Politik im Nationalsozialismus hatte dieses Bild in der Öffentlichkeit beschädigt. Zugleich spiegelten sich im Plastikwarensortiment des frühen westdeutschen Konsumgütermarkts traditionelle Vorurteile gegenüber dem eigentlich umworbenen Massenkonsumenten. Diese tendenziell demokratieskeptischen Vorstellungen gesellschaftlicher Ordnung wurden ebenfalls abgemildert. Sie kamen bei den Verbrauchern als Angebote an, die ignoriert werden konnten.